
FRANK BÖCKELMANN / HORST EBNER

DIE EINHEITSUTOPIE

Zur Ausgabe Sommer 2015

Kennen Sie das? Sie werden von einer neuen großen Gefahr alarmiert und lesen dann, dass diese Gefahr schon eine lange Vorgeschichte hatte. Zum Beispiel die CO₂-Emissionen im Straßenverkehr. Jüngst haben wir gelesen, dass bereits 1925 in Paris »ein abgasbedingtes Baumsterben an den Champs-Élysées« eingesetzt habe. Wir fühlten uns hintergangen. Wenn das Problem schon so lange bekannt war, warum hat man dann nicht schon längst ...

So wartet TUMULT in dieser Ausgabe mit der Wiederentdeckung des brillanten Schriftstellers, Arztes, Nationalökonomens, Soziologen und Komponisten *Richard Lewinsohn* (1894–1968) auf. Lewinsohn, der auch unter dem Namen *Morus* vor allem in der *Weltbühne* publizierte, reiste seinerzeit ins Epizentrum der 1929 ausgebrochenen Weltwirtschaftskrise und protokollierte, wie die ohnmächtigen Drahtzieher der Wall Street das große Beben erklärten. Als Kostprobe bringen wir einige Ausschnitte aus seinem fulminanten Reportagebuch *Die Welt aus den Fugen. Amerika in der Krise*, gedruckt 1932 in Dresden. (Wir planen, in späteren Ausgaben noch andere Stücke dieses universellen Geistes vorzustellen.)

Für ihn war klar, die »Spekulation« ist so alt wie der Handel, und an der Börse rechnet sie »mit fiktiven Werten, nicht mit Realitäten«. *Aber ...* »Aber in allen Ländern eines hochentwickelten Kreditkapitalismus sind die Fiktionen der Börse ein Bestandteil der Wirtschaft selbst geworden. Mit dem Sturz der Kurse mußten deshalb auch die Kreditpfeiler zusammenbrechen, auf denen die wirklichen Werte, die Fabriken und die Lagerhäuser und die neuen Transportmittel errichtet waren«, so Lewinsohn.

Verblüfft nehmen wir zur Kenntnis: Die Virtualisierung des Kapitals ist kein Wechselbalg des Computers. Das aus der Realwirtschaft emanzipierte Bankkapital zeugte schon in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts in wilder Ehe mit Investmentfonds, die damals noch anders hießen, ein *fast* erdentbundenen, wenn auch noch an den Goldstandard gekoppeltes Finanzkapital, das bereits ohne die wertschöpfende Ausbeutung der Arbeiter auskam (was deren Lage noch schlimmer machte). Die Weltwirtschaftskrise von 1929 ff. war demnach auch schon eine Finanzmarktkrise, somit mit politischen Hausmitteln nicht beherrschbar.

Warum schenkte man uns 2008, als die Blasen der Versicherer und Hypothekenbanken platzten, nicht den reinen Wein historischer Erfahrung ein? Weil die aktuellen Medien, die Beratungsbranche und die Finanzpolitik ihre Kundschaft nur mit *Premieren* anlocken? Gewiss, das erklärt vieles – doch nicht alles. Im Rückblick auf 2008 und auf 1932 wird sichtbar, dass öffentliche Verständigung heute grundsätzlich in einer Atmosphäre des vorgreifenden *Good Will* arrangiert wird. Der Alarm des Unerwarteten rekrutiert die Regierungs-, Wirtschafts- und Medieneliten zur einvernehmlichen Suche nach guten Lösungen – *gut* im Sinne der Zuversicht, dass die Krise mit ein wenig Regulierung des Bank- und Börsengeschäfts wieder verschwinden werde, wie sie gekommen sei – plötzlich. Das Desaster ist der Weckruf zur Begütigung. Diesem *Good Will*, dem einzig gangbar Erscheinenden, hat man zu folgen; alles andere hieße, rückwärtsgewandt oder renitent zu sein.

Wir haben zu viel in dieses ausweglose Einvernehmen investiert, um es als bloßes Zeitgeistprodukt begreifen und relativieren zu können. Dem alternativlos Beschworenen dürfen wir unser Vertrauen nicht entziehen, zumal wir es als Inbegriff unserer Einsichtsfähigkeit, der Verfügung über viele Optionen, verstehen. Diese Selbstgewissheit, Herr der Lage zu sein, sind wir uns schuldig. Wir verstehen unsere Debattenkultur als unvoreingenommen, säkularisiert, utopiefrei, halten sogar Tagungen ab, um herauszufinden, warum uns der Elan zur Utopie, zur Revolution, zum »Engagement« verlorengegangen sei.

Aber noch nie in der Neuzeit, ja der geschichtsschreibenden Ära insgesamt, standen Entscheider und Wortführer dermaßen im Bann utopischer Losungen wie heute. Sie, besser: wir, glauben, ein für alle Mal zu wissen, was die Menschheit vorankommen lässt – Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, Toleranz, Vielfalt, Weltoffenheit... Und wir sehen nichts – außer Rückständigkeit und Bosheit –, was uns daran hindern sollte, das Programm in die Tat umzusetzen. Jeder, der diese Losungen in Frage stellt, überführt sich der Verbohrtheit, Kleinmütigkeit und Menschenverachtung. Er gilt nicht als Schurke schlechthin, sondern – viel schlimmer – als deplatziert. *Bitte erklären Sie uns Ihre Haltung, wir würden Sie gern verstehen, aber wir können es nicht.*

Das Böse erkennen wir heute nur noch im Erziehungsauftrag, es zu überwinden. Seine metaphysische Bedeutung als Gegenkraft zum guten, gottbefohlenen Werk hat es verloren. Wir müssen uns nicht von ihm erlösen, es vielmehr nur noch hinwegregulieren. Daher ist es »ästhetisch lizenziert« (*Rudolf Burger*), kitzelt uns als raffinierter Grusel. Eine »pessimistische Anthropologie«, wie Kant sie entworfen hat, erscheint heute pädagogisch bedenklich – lieber nicht! Per Dekret, Maßnahmenkatalog, Überredung optimieren wir die Menschenwelt. Zweifel am abstrakten Ziel werden zwar (noch) nicht strafrechtlich verfolgt. Aber sie gelten als peinlich und therapiebedürftig, wenn nicht als inhuman.

Die Utopie ist heute Standard. Das alle reichweitenstarken Medien im westlichen Europa durchpulsende Jakobinertum der Politischen Korrektheit erhebt, wie *Egon Flaig* in seiner Analyse des Verwirrspiels um den Kampfbegriff der »Lügenpresse« ausführt, in seiner »gutmenschlichen Einfalt« die *Pflichtlüge* zum einzig angemessenen, unanfechtbaren Kanon politischer Verständigung. Alles wird gut, wenn wir weiterhin öffnen, retten und die Ver-

stocktheit bekämpfen. Die Konkurrenz der Entrüstungsexperten um Aufmerksamkeit skandalisiert die Welt nach scheinheiligen Doktrinen, weswegen Flaig zu dem Ergebnis kommt: »Aller Journalismus tendiert zum Lumpenjournalismus.« Die Postulate der »Toleranz« und »Weltoffenheit« werden verabsolutiert, die Öffnung aller Grenzen direkt und indirekt als Königsweg empfohlen – Utopismus reinsten Wassers. »Wer nüchtern bleibt und nach Gründen fragt, gerät unter Verdacht, egoistisch zu sein, »unmenschlich« oder gar menschenfeindlich.« Und wer die Masseneinwanderung ins alte Europa regulieren möchte, gar noch auf Wahlverwandtschaft Wert legt, verfällt dem Pauschalurteil »Rassismus« bzw. »Fremdenhass«, was, wie Flaig aufzeigt, jeder Begriffsklärung hohnspricht.

Die entgrenzte, als irgendwie »links« geltende Einheitsutopie missachtet im Übrigen auch die frühbürgerliche Forderung, der je einzigartige Mensch müsse die Chance haben, sich mit *gleichem Recht* entfalten zu dürfen. Sie züchtet die »neuen Menschen« der neoliberalen Epoche, die »als entwurzelte Arbeitsnomaden neue Normen für andere Wirtschaftszweige setzen, immer innovativ und flexibel, um auf Veränderungen des Marktes zu reagieren« (*Michael Böhm* in seiner »kleinen politischen Begriffsgeschichte von »links« und »rechts«). Im Namen der Weltoffenheit verteidigt diese Utopie sogar den »zu faschistischer Kenntlichkeit entstellten Islam« (*Siegfried Gerlich*), vermutlich in der Erwartung, dass der Dauereinfluss permissiver Sitten in Europa den Keim der Indifferenz selbst in die Seelen der stursten Frömmeler pflanzen werde.

Dürfen wir, ohne diffamiert zu werden, noch Abstand nehmen von der Verherrlichung des technischen und weltmoralischen Fortschritts? Was hätte wohl *Günther Anders*, einer der geistigen Väter des *TUMULT*-Projekts, von der unaufhaltsamen Verwandlung von Lebenszeit in digitale Echtzeit gesagt? Er ist zwar schon 1992, zu Beginn des personalen Computerzeitalters, verstorben. Dennoch wissen wir es. Was er 1956 in seiner eindringlichen Schrift *Die Antiquiertheit des Menschen* zum Komplex der Geräte, zumal der elektronischen Medien, dargelegt hat, lässt keinen Zweifel; man vergleiche das Zitat im Innentitel dieser Ausgabe. Theodor W. Adorno, auch daran besteht kein Zweifel, hätte im einhelligen Jubel über die Digitalisierung den endgültigen, totalen Triumph des Positivismus erkannt.

Auf Günther Anders Bezug nehmend, zitiert *Christina Schües* in ihrer Reflexion über die Analogie zwischen

»Genethik und Atommoral« den Philosophen Hans Blumenberg: »Ist die ungeheure Steigerung menschlicher Machtausübung in letzter Instanz auf den Machttrieb des Menschen zurückzuführen oder steht dieser selbst nur im Dienste der Autonomie des Technischen?« Die Lübecker Medizinhistorikerin bezweifelt, dass Techniken wie die des Genome Editing, nachdem sie einmal »im Innersten des Menschen verortet« worden sind, noch als Instrumente eines freien menschlichen Subjekts gelten können. Vermutlich aber werden die Geningenieure antworten, sie habe die falsche, die antiquierte Frage gestellt.

Wissen Sie, was »Mikroentscheidungen« im Internet sind? Kurz gesagt, alle Datenpakete, die uns als Texte, Bilder oder Klänge erreichen, passieren auf ihrem Weg zahlreiche Knoten, an denen automatisiert, mittels festgelegter Protokolle, »in unüberschaubarer Anzahl und kürzester Zeit nach einem festen Regelwerk« Mikroentscheidungen getroffen werden – mit durchaus sozialen Implikationen. Florian Sprenger, eine Art Teilchenphysiker der digitalen Kommunikation, bilanziert für die Ägide der (potenziellen) lückenlosen Überwachung: »Alle Verschwörungstheorien sind wahr.« Allerdings hat der Befund, dass wir per Saldo für das Internet arbeiten und nicht dieses für uns, so gar nichts Erschreckendes, denn bei Mikroentscheidungen geht ohnehin »die Entscheidungskompetenz von Personen an Maschinen über«.

Günther Anders hat in einem Ausmaß Recht behalten, das womöglich selbst ihn verblüfft hätte. Doch diese Vermutung erscheint unerheblich, denn die Digitalisierung des Wirtschaftens, des Wissens und des Alltagslebens ist irreversibel. Und hebt sie unser Dasein nicht in eine Sphäre totaler Verständigung? Da hören sich Einwände schrullig an; sie werden wie *Spams* technisch herausgefiltert.

Auf eine fraglose, regierungsamtlich beglaubigte Weise ist auch die Universität zum Spielfeld einer Utopie toleranter Selbstorganisation geworden, eine Heimstätte der Schwarmintelligenz. Was spricht nicht alles für das »Netzwerk« in Lehre und Forschung: das Dauergespräch der Beteiligten, die Gleichberechtigung in der Gruppenarbeit, genannt »Selbstbestimmung«, anstrengungslose wechselseitige Anregung, die »flache Hierarchie«, die Herausbildung gemeinschaftlicher Interessen, die Überwindung der Isolation. Zugleich jedoch ersticken in einem Kollektiv »mausgrauer Protagonisten« Inspiration und Wagemut, wie Jürgen Paul Schwindt in der sechsten Folge

seines rückhaltlosen Lageberichts »Die Mitmacher – Zur Pathogenese der neuen deutschen Universität« festhält.

Der Gegensatz der Einheitsutopie ist *Politik*. Carl Schmitt etwa setzte dem Gespann von Universalismus und Nihilismus die geheime Verwandtschaft von theologisch begründeter Ordnung und Anarchismus (im *Mythos* nämlich) entgegen. Siehe die Studie von Wolfgang Eßbach.

Die Redaktion der Vierteljahresschrift sucht nach stichhaltigen Denkfiguren für ihre Streifzüge fernab vom Geklapper universalistischer Gebetsmühlen. Sie ankert in diesem Jahr bei der methodischen Grundlagenschrift »Vom Abstand zum Gemeinsamen« des französischen Philosophen und Sinologen François Jullien. In drei Folgen präsentieren wir ausgewählte Passagen dieses umfangreichen Nachworts zu *De l'Être au Vivre. Lexique euro-chinois de pensée* (Paris, 2015), das in der Übersetzung von Erwin Landrichter im nächsten Jahr bei Matthes & Seitz Berlin erscheinen wird. Bitte beachten Sie in dieser Ausgabe den ersten Teil mit dem programmatischen Titel »Abstand, nicht Unterschied«. Wir nehmen Abstand vom Eigenen – einem verwaschenen, in den Nebel der Leerformeln geglittenen Eigenen –, um seine scharfen Konturen zu finden, sie durch ein solches Manöver erstmals zu entdecken. Jullien verschafft sich diesen Abstand zunächst vom chinesischen Denken aus, von dem er in derselben Bewegung gleichfalls Abstand nimmt. Die beiden genannten Titel besagen, dass ein europäisch-chinesisch Gemeinsames nicht vorgegeben ist, sondern erst aus beidseitiger Abstandnahme entstehen kann. Es wäre der eigentümliche Ertrag einer unvergleichlichen Auseinandersetzung. Die Chance auf jene Gemeinsamkeit wahren wir nur, indem wir den Abstand vertiefen, nicht etwa dadurch, dass wir die Vogelperspektive einnehmen, präziser: sie einzunehmen fordern.

Walter Seitter beschreibt die exhibitionistischen Femen-Aktionen in der Ukraine und Westeuropa mittels kunsthistorischer und medienpolitischer Kategorien. Seine Analyse zeigt: Auch diese Aktivistinnengruppe zehrt von einer Utopie, nämlich vom Vertrauen auf eine transnationale Öffentlichkeit, die sich von inszenierter Regelübertretung zur menschenrechtlichen Solidarisierung nötigen lässt. Als Künstlerinnen spielen sie zugleich mit dieser Utopie, das heißt, sie gewinnen auch dann, wenn sie verlieren: eine von ständiger Skandalisierung ausgelagte Wahrnehmung mit immer neuen Spielarten plötzlichen Zuschlagens lenken und langweilen zu müssen.

Rudolf Heinz und Stefan Winter reagieren im zweiten Teil ihres »Gesprächs über Psychoanalyse, Kunst, Ökonomie« als Philosophen auf den hartnäckigen Trug, wir seien das »regieführende Subjekt« der Welt mit Verfügungsgewalt über die Finanzwirtschaft, den Computer und unsere physische und psychische Ausstattung. Unter anderem ziehen sie Parallelen zwischen Modellen der Thermodynamik, der Finanzmärkte, der Psychoanalyse und der Kunst.

Über die hellsichtigen ethnologischen Berichte von Michael Zeller und Ulrich van Loyen und über die staunenswerten Gedichte von Ulrich Schacht, SAID, Sophie

Dannenberg und Takasaki sei hier nur so viel gesagt, dass sie dem Unverfügbaren, der Gegenutopie, auf der Spur sind. Sie entbinden die Kraft, den Dauerbetrieb zu verlassen, und das, was wir nicht geschaffen haben, die Welt, auszuhalten.

Erratum: In der Ausgabe Frühjahr 2015 wurde auf Seite 85 am Beginn von Gabriel Ramin Schors Beitrag »Hey Joe« die Fußnote zum Zitat versehentlich gelöscht. Wir tragen sie hiermit nach: Wilhelm Reich: Massenpsychologie des Faschismus. Kopenhagen 1933, S. 11.



Paul Strand: St. Francis Church, Ranches de Taos, New Mexico, 1931 ©The Philadelphia Museum of Art